

Abenteuererzählungen

Die Jugendliteratur der Aufklärung steht von Beginn an in einem harten Kampf mit trivialen und populären Lesestoffen, die offensichtlich schon zur Lektüre der Jugendlichen gehörten. Die zahlreichen pädagogischen Abhandlungen sind durchzogen von eindringlichen Warnungen vor der Romanlektüre, die als einer der verwerflichsten und folgenschwersten Fehlritte angesehen wurde. Die Polemik richtet sich hauptsächlich gegen die empfindsamen Romane, die in den siebziger Jahren in Mode kamen, sowie gegen die Abenteuererzählungen, die schon seit der Jahrhundertmitte zur populären Jugendlektüre zählten. Doch die Polemik allein genügte nicht: Die Jugendbuchautoren mußten sich der populären Stoffe selbst annehmen und sie in ihrem Sinne bearbeiten. Nur so ließ sich der vermeintliche Schaden abwenden, der durch die Lektüre der schlechten Romane und Abenteuererzählungen bei der Jugend entstände. Die belehrenden Abenteuererzählungen der aufklärerischen Jugendliteratur müssen aus dieser Intention heraus verstanden werden. Ihre Bearbeitungen sind in Wahrheit Umfunktionierungen: Das abenteuerliche Element wird zwar beibehalten, aber nur als Vehikel für die daran angeknüpfte moralische oder naturkundlich-geographische Belehrung geduldet. Trotzdem stammt aus dem Bereich der belehrenden Abenteuererzählungen das wohl bekannteste Kinderbuch der Aufklärung, Campes »Robinson der Jüngere«, das allerdings nicht die einzige Jugendbearbeitung des Robinson-Stoffes darstellt. Doch hat die Aufklärung auch andere klassische Stoffe der Jugendliteratur schon aufgegriffen, so den Don Quijote und die Insel Felsenburg. Nur der Gulliver findet im 18. Jahrhundert noch keinen Eingang in die Jugendliteratur, sieht man von dem Gedicht C. F. Weisses ab, das von den »kleinen Leuten« in Lilliput erzählt. Auch ist die historische Abenteuererzählung schon vertreten: Sie hat in Kolumbus, Cortes und Pizarro ihre ersten Helden bzw. Anti-Helden gefunden.

JOHANN CHRISTOPH ADELUNG (Hrsg.)

Leipziger Wochenblatt für Kinder.

(1773)

[41]

Alexander Selkirk

Wie weit es ein Mensch durch seine eigene Kräfte bringen kann, wenn ihn die Noth dazu zwinget, hat niemand besser bewiesen als *Alexander Selkirk*, ein Schottländer, der sich eine geraume Zeitlang ganz allein auf einer wüsten Insel aufgehalten hat, und dessen Schicksale zu dem bekannten Romane, *Robinson Crusoe*, Anlaß gegeben haben. Als der Capitain *Rogers* im Jahr 1708 seine Reise um die Welt that, und von Brasilien nach der Insel *Juan Fernandez* in der Südsee seegelte, sahe er in einer weiten Entfernung vom Ufer, des Abends ein Licht auf dem Lande brennen. Weil man glaubte, es müßten sich Franzosen auf der Insel aufhalten, so beschloß man, wenn man sie fände, ihnen ein Treffen zu liefern. Man schickte deshalb am folgenden Tage ein Boot zum recognosciren aus. Dies brachte die Nachricht, daß keine Franzosen zu finden wären, wohl aber lieferte es dem Eng-[42]länder einen Menschen, den man auf der Insel gefunden hatte. Er war mit Ziegenfellen bekleidet, und sahe wilder aus, als der erste Eigenthümer derselben. Er war vier Jahre und vier Monate auf der Insel gewesen, und daselbst vom Capitain *Stroodling* gelassen worden. Er hieß *Alexander Selkirk*, war ein Schottländer, und hatte in den fünf Häfen einen ansehnlichen Posten bekleidet. Der Capitain *Dampier* versicherte den *Sir Rogers*, der mit ihm reisete, daß er den *Selkirk* als einen tapfern Seesoldaten gekannt habe. Man machte ihn also zum Steuermann. Er war es, der in der vorigen Nacht das Licht hatte brennen lassen. Während seines Aufenthaltes auf der Insel hatte er verschiedne Schiffe vorbey fahren gesehen. Aus Furcht, daß es Spanische wären,

von welchen er den Tod fürchtete, hatte er sich nie sehen lassen. Er hatte sich also jetzt seinen Landesleuten durch das Licht zu erkennen gegeben, um in sein Vaterland zurück zu kehren.

Von seinem Aufenthalt auf der Insel erzählte er folgende Merkwürdigkeiten. Er habe mit dem Capitain des Schiffs, welches an dieser Insel gelandet, einen Streit gehabt, und weil das Schiff leck geworden, habe er lieber auf der Insel bleiben wollen. Er war vorher drauf gewesen, und hatte [43] sich mit Holz und Wasser versehen. Er hatte seine Kleider, Betten, eine Flinte, etwas Pulver, Bley, Kugeln und Toback, ein Beil, Messer, Kessel, eine Bibel und einige mathematische Instrumente und Bücher mit sich genommen. Er ernährte sich so gut er konnte. In den ersten acht Monaten kostete es ihm viel Mühe, seine Angst und Schwermuth, die er in der Einsamkeit empfand, zu überwinden. Er baute sich zwei Hütten von Pfefferholz, bedeckte sie mit langem Grase und fütterte sie mit Ziegenfellen aus. Die Ziegen schoß er, wenn er sie nöthig hatte, so lange sein Pulver daurete, das nur aus einem Pfunde bestand. Als dies verbraucht war, verschaffte er sich dadurch Feuer, daß er zwei Stäbe von Pfefferholz auf seinem Knie zusammenrieb. In der kleinen Hütte bereitete er seine Lebensmittel, in der größern schlief er. Im Anfange hatte er nicht eher gegessen, bis ihn der Hunger nöthigte, theils aus Gram, theils aus Mangel des Brodts und Salzes. Er gieng auch nicht eher zu Bette, als bis er nicht mehr wachen konnte. Das Pfefferholz, das sehr helle brannte, diente ihm zum Feuer und Licht, und erquickte ihn durch seinen angenehmen Geruch. Er hätte gnug Fische haben können, aber wegen Mangel des Salzes mochte er sie nicht essen, weil sie [44] ihm den Durchfall verursachten, ausgenommen die Meerkrebse. Vom Ziegenfleisch hatte er gute Brühen gekocht, und während seines Aufenthalts überhaupt 500 derselben getödtet, und noch mehrere gefangen, die er am Ohr zeichnete und laufen ließ. Als es ihm an Pulver fehlte, erhaschte er die wilden Ziegen

durch die Geschwindigkeit seiner Füße. Seine mäßige Lebensart hatte ihn von allen groben Säften befreyt, und ihm eine ungemeyne Geschwindigkeit gegeben, daß er Felsen und Berge hinan laufen konnte. [...] [45] Auf diese Weise überstand er zuletzt durch Hülfe der Vorsehung und seiner muntern Jahre – denn er war damals dreyßig Jahr alt – seine Beschwerlichkeiten. Er machte sich einen Rock und eine Mütze von Ziegenfellen. Ein Nagel war seine Nadel. Da er etwas Leinwand hatte, nähete er sich auch Hemden, und heftete sie mit dem Zwirn von seinen Strümpfen zusammen. Die Insel war übrigens sehr angenehm, indem der Winter nur im Junius und Julius mäßig war.

Dieser *Alexander Selkirk* hatte alle seine Schicksale sorgfältig angemerkt. Es waren wirkliche Begebenheiten, deren hier [46] der aller kleinste Theil gemeldet ist. Er gieng mit *Sir Rogers* nach England, und schrieb seine Reise mit aller Genauigkeit auf. Er gab seine Papiere dem Herrn *Daniel Defoe*, und bath ihn, sie in Ordnung zu bringen. Allein dieser betrog ihn, vermehrte sie mit erdichteten Abentheuern und Schilderungen, und machte also seinen *Robinson Crusoe* aus diesem Vorrath von Wahrheit und Erdichtung.

JOHANN KARL WEZEL

Robinson Crusoe. Neu bearbeitet.

(1779)

[*Der Aufbruch aus dem Elternhaus*]

[2] [...] Der junge Robinson wurde für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt: allein sein Unternehmungsgeist gab ihm einen so starken Hang zum Leben eines Seefahrers, daß ihn

die vernünftigsten Vorstellungen und dringendsten Bitten seiner Eltern von einer so mühevollen gefährlichen Laufbahn nicht abzubringen vermochten. Sein Vater hielt ihm tägliche Ermahnungen, daß er den Vortheil, in einem ruhigen wohlhabenden Mittelstande geboren zu seyn, nicht verschmähen sollte. — »Nur dieser Stand, sagte er ihm oft, ist zur wahren Glückseligkeit ausgesondert, da hingegen die höhern und niedern Klassen die Uebel des menschlichen Lebens unter sich theilen. Der Große wird von Leidenschaften, Projekten, künstlichen Bedürfnissen und künstlichen Leiden gequält: der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant kämpft mit den Beschwerlichkeiten körperlicher Arbeit, oft mit Mangel, und beständig mit der Ungewißheit des Unterhalts. Der Große wird durch Bequemlichkeit und Ueberfluß zu tausend Ausschweifungen verleitet, die seine Kräfte, seinen fröhlichen Muth, sein Leben verzehren: die Unbekanntschaft mit dem Elende macht ihn hart, unempfindlich, zu Freundschaft und Wohlwollen weniger geneigt: er seufzt unter Zwang und Langeweile, wenn sie ihm die Gewohnheit auch noch so erträglich macht, und über der unaufhörlichen Bemühung sich nach Andrer Denkungsart zu richten, verliert er selbst seine eigne. Ungesunde, durch Sitzen oder Anstrengung entkräftende Beschäftigungen vergiften in den niedern [4] Ständen das Leben, und stecken das Gemüth mit schlechten, unfreundlichen Gesinnungen an. Ein Mittelmann, der Vermögen genug besitzt, um der Abhängigkeit zu trotzen, wenn sie zu schwer drückt; der in seinen Schicksalen wohl Ebbe und Fluth, aber nie Sturm und Ungewitter leidet: ist dieser nicht glücklicher, als die übrigen? Er hat so viel Leidenschaft und Unglück, als nöthig ist, um das Leben nicht todt, fade und lästig zu machen, und selten von beiden so viel, daß es ihn zu Boden schlagen könnte.«

Diese halb wahren und halb falschen Vorstellungen hörte der Sohn gelassen an, glaubte alles und beharrte in seiner Neigung. Er beredete seine Mutter, daß sie ihm bey dem

Vater die Erlaubniß auswirken sollte, dem Hange zum Seelieben zu folgen; und da der Alte auch ihren Bitten sich unbeweglich widersetzte, so drang der unbesonnene Jüngling mit der Tollkühnheit eines Wagehalses durch Hindernisse, die er nicht anders wegräumen konnte: er entließ seinen Eltern, und gieng mit dem ersten Schiffe, das sich ihm darbot, von Hull, wohin er geflüchtet war, nach London, um daselbst Gelegenheit zu wichtigen weiten Fahrten zu finden. Die Angst über einen kleinen Sturm, der dem unerfahrenen Burschen ein großer tobender Orkan zu seyn schien, bestrafte ihn den Tag nach seiner Abreise für einen gewagten Entschluß, dessen Gefährlichkeit er nunmehr sehr lebhaft fühlte: allein die wüste Gesellschaft, unter welcher er sich befand, ersäuete seine Reue in Punsch und Branntwein: man sprach ihm Muth ein, und die Herzhaftigkeit, die ihm fehlte, mußte ihm der Trunk verschaffen. [...]

[Der Brasilienaufenthalt und der Schiffbruch]

[35] Das Schiff, welches ihn aufgenommen hatte, fuhr nach Brasilien, wo ihn der Kapitán an einen seiner Freunde empfahl: er machte sich bey diesem Manne mit dem Baue des Zuckers bekannt, bekam durch desselben Vorschub einen Naturalisationsbrief, wodurch er in den Besitz eines Stücks wüsten Landes gesetzt wurde, legte sich eine eigne Plantage an, fand durch einen Lisabonner Kaufmann Gelegenheit, für die Hälfte seiner hundert und funfzig Pfund, die er in London bey einer Anverwandtinn vor seiner zweiten Reise nach Guinea niedergelegt hatte, englische Waaren nach Brasilien zu bekommen, verkaufte sie theuer, war mit dem Zuckerbau glücklich und befand sich wohl.

Für einen Menschen von so unstátem Temperamente, wie Robinson, ist kein dauerhaftes Wohlseyn auf der Erde: Projektirsucht [36] und Neigung zum herumschweifenden Leben trieben ihn an, seiner Ruhe zu entsagen und einem Vor-

schlage Gehör zu geben, der ihn nochmals in den unglücklichsten Zustand versetzte.

Er hatte einigen seiner Bekannten einen Plan mitgetheilt, wie man durch Hülfe der Negersklaven, mit denen damals noch ein geringer Handel, und blos unter besondrer Begünstigung und zum Vortheile des Königs von Spanien getrieben wurde, der Anbau des Tabaks und Zuckers wohlfeiler und einträglicher machen könnte. Eine so herrliche Aussicht für ihre Gewinnsucht spornte sie zur Ausführung seines Projekts an: sie beschloßen, ein Schiff nach Guinea gemeinschaftlich auszurüsten, um Negern auf ihm heimlich ins Land zu bringen und [37] unter sich zu vertheilen. Zugleich trugen sie ihm an, mit diesem Schiffe als Kaufmann hinüber zu gehn und den Handel zu führen, weil er schon in Guinea gewesen war und die Gelegenheit kannte. Dafür versprach man ihm, daß er so viele Sklaven, als ein jedes von den Mitgliedern der Unternehmung erhalten sollte, ohne etwas zu dem angelegten Kapitale beyzutragen.

Einer so angenehmen Lockung konnte ein solcher Liebhaber des herumschwärmenden Lebens nicht widerstehen: gern verließ er alles, was er hatte, und entsagte dem gewissen Vortheile, den ihm seine Plantage versprach, um einem ungewissen auf der See nachzulaufen. Er willigte in den Antrag, bestieg das Schiff, und trat seine Reise an.

Nichts ist in einer Reisebeschreibung weniger unerwartet, als ein Sturm: man [38] wird sich daher nicht im mindesten wundern, wenn dem armen Robinson nicht lange nach seiner Ausfahrt einer der schrecklichsten begegnet, mit welchem jemals ein Schiff gekämpft hat, und ihn nach Norden an die Küste von Guiana trieb.

[...]

[43] Jeden Augenblick mußte er fürchten, daß ihn eine neue Welle hinwegriß und begrub. Er warf sich also mit der Entschlossenheit der Verzweiflung in die See hinab, schwamm, wadete, gieng, kletterte an dem hohen Ufer hinauf, und sank kraftlos, von Freude und Ermattung überwältigt, auf den

Boden hin, in einem dem Schläfe ähnlichen Taumel, der ihm Besonnenheit und Empfindung raubte.

Als er aus diesem ohnmächtigen Schummer erwachte, drangen alle Empfindungen der Freude auf seine Seele zu: be rauscht von seinem Glücke, saß er noch lange Zeit in tiefem Traume da, eh er seine [44] Aufmerksamkeit auf seine Gefährten und den Ort seines Aufenthalts wenden konnte. Keinen einzigen von ihnen erblickte er, weder todt noch lebendig, und fand blos in der Folge einige von ihren Kleidungsstücken.

Die erste Trunkenheit der Freude über seine Erhaltung gieng bald vorüber, um einem traurigen Nachdenken Platz zu machen. Wie schrecklich war noch immer sein Zustand! Naß, in zerrissnen Kleidern, ohne Speise, ohne Gewehr saß er hier in einer Einöde, wo sich nicht die mindeste Spur von Bevölkerung und Anbau zeigte; vielleicht unter ausgehungerten wilden Thieren, um ihnen eine willkommne Beute zu werden. Nichts fand er in seiner Tasche, als ein Messer, eine Tabakspfeife und einen kleinen Vorrath durchnäßten Rauchtobak, – alles sehr leidige Hülfsmittel für einen abgezehrten Körper!

[...]

[66] Itzt hatte er bereits eilf solche Fahrten zu dem Schiffe gemacht und schickte sich zu der zwölften an, als sich der Wind merklich erhob: dessen ungeachtet ließ er sich nicht abschrecken; er schwamm hinüber, und fand nach langem Suchen nichts, als einige Mes-[67]ser und an funfzig Pfund spanisches Gold, ein so unentbehrliches Bedürfniß unter Menschen, und für ihn in seiner Einsamkeit das verächtlichste, unnütze unter allen! – »O wie sehr empfind' ich itzt, dachte er, daß Geld nur Zeichen des Bedürfnisses, nicht Bedürfniß selbst ist! Das schlechteste Stück Eisen ist in meinem Zustande von größrer Wichtigkeit, als eine ganze Ladung goldner und silberner Schätze: wie viele außer mir müssen mit Laster nach ihnen ringen, um Wohlseyn und Bequemlichkeit zu kaufen. – Mein Zustand ist in der That so un-

glücklich nicht, als ich anfangs dachte: ich habe ja schon ein Bedürfnis weniger.« – Trotz dieser einseitigen, aber für ihn tröstlichen Philosophie, konnte er sich doch aus alter Angewohnheit nicht entschließen, dieses für [68] ihn unnütze Metall liegen zu lassen, sondern in der Hoffnung, daß er einmal wieder in die menschliche Gesellschaft zurückkehren werde, wo Geld die allgemeinste Waare und das oberste Bedürfnis ist, wickelte er es in ein Stück Segeltuch, um es mit sich an Land zu nehmen. [...]

[Bilanz des Inselaufenthaltes]

[79] Alles genau erwogen, war sein Zustand nunmehr gewiß nicht so äußerst traurig, als es scheint, und er vielleicht selbst glaubte. Die *Gewohnheit*, diese große Stütze der menschlichen Glückseligkeit, mußte ihm erst das Unangenehme seines Aufenthaltes wegwischen, und dann wurde es dem *Nachdenken* nicht schwer, tausendfaches Gute darinn zu entdecken. Wer diese beiden wichtigen Geheimnisse besitzt, sich leicht an jede Situation zu gewöhnen, und mit einem scharfsinnigen Selbstbetrüge ihr viel Gutes anzudichten, der hat leben gelernt. Robinson kannte entweder diese Erfahrung nicht, oder wußte sie nicht zu nützen. – Anfangs war die Menge seiner Geschäfte zu groß, um dem Nachdenken Platz zu lassen: abmattende Arbeiten [80] und tiefer Schlaf füllten sein ganzes Leben aus. Doch igt, da die nothwendigsten Verrichtungen geschehen waren, und ihm zuweilen eine kleine Ruhe ohne Schlaf gegönnt wurde – igt wachte die Reflexion auf und verbitterte ihm die Vorstellung eines Zustandes, dessen Unannehmlichkeiten er im vorhergehenden Taumel überhäufert Beschäftigung nur halb und vielleicht gar nicht gefühlt hatte. [...]

[81] Natürlich [82] fiel anfangs das Gemälde, das er sich davon machte, nicht angenehm aus: der Elende sieht allemal zuerst bloß die schwarze Seite seines Zustandes. Endlich aber

– weil es doch besser ist, sich ein Glück einzubilden, als gar keins zu haben – kam er so weit, daß er eben so geschäftig das *Gute* seines Schicksals aufsuchte, als er vorher das *Böse* aufzufinden bemüht war, und sich eine Menge noch schlimmerer Zufälle dachte, gegen welche sein itziger Zustand eine wahre Wohlthat war.

»Ich bin, sagte er sich oft, auf eine öde, einsame, unfruchtbare Insel vom Sturme geworfen worden, ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu verlassen.« –

Aber wenn ich nun, wie meine Gefährten, ertrunken wäre? Habe ich nicht das Leben gerettet? Kann ich nicht durch meinen Fleiß die Erde fruchtbar machen und dem Mangel zuvorkommen? Habe ich nicht Werkzeuge, mir Unterhalt und wohl gar Bequemlichkeit zu verschaffen? War es nicht ein Glück, daß das Schiff vom Sturme erst versenkt wurde, nachdem ich das hauptsächlichste aus ihm ans Land gebracht hatte? Wenn es nun von dem Sturme, der mich auf dieses Eyland warf, zerschmettert worden wäre, und ich müßte igt ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Möglichkeit, deren habhaft zu werden, im Hunger unter den entsezlichsten Schmerzen herumirren und peinlich sterben? –

»Aber so einsam, von allen Menschen abgesondert! Wie schrecklich! wie traurig!« –

Macht mir denn meine Erhaltung nicht Beschäftigung nöthig, die mir die Zeit verkürzt und mich den Verlust der mensch-[84]lichen Gesellschaft weniger fühlen läßt? Bin ich vom Morgen bis zum Abend bisher müßig gewesen? Bin ich nicht zugleich von allen Plagereyen frey, womit die Menschen einander so trefflich quälen? – Niemand stört mich in meiner Arbeit, Niemand streitet über die Grenzen seines Eigenthums mit mir, Niemand beurtheilt die Fehler meines Fleißes zu streng, Niemand beneidet das Glück meiner Aernte, Niemand bestiehlt, Niemand betrügt mich: ich kann ja frey, als unumschränkter Herr thun, was ich will, brauche mit Niemandem um Nutzen,

Ehre und Vergnügen zu kämpfen, werde nie gekränkt, bedarf keines Richters, keines Advokaten, werde nie um Meinungen oder elende Gebräuche verfolgt, gezeißelt, gebraten: – allen Uebeln der menschlichen Gesellschaft bin ich entflohen! –

[...]

[86] Wenn der Unglückliche einmal so weit ist, daß er das mögliche Gute seines Zustandes sehen will, dann ist er nicht mehr unglücklich, und er kann endlich dahin gelangen, daß er es sehr übel nähme, wenn man ihn nicht für glücklich hielt. [...]

[König der Insel]

[151] Izt trat also Robinson in einen der ruhigsten Stände, worinne sich die Menschheit jemals befunden hat – in das Hirtenleben.

[...]

[152] In einem Zeitraume von anderthalb Jahren wuchs seine Heerde bis zu zwölfen an, Böcke, Ziegen und Zickel zusammengerechnet; und zwey Jahre darauf bestand sie schon aus zwey und vierzig Stücken, ob er gleich viele für seinen Tisch geschlachtet hatte.

Es gieng ihm, wie es überhaupt den Menschen bey ihren Erfindungen gegangen [153] ist: sie kannten lange die Gegenstände, ehe sie auf alle Arten ihrer Nuzbarkeit geführt wurden. So weitete Robinson lange seine Heerde und nährte sich mit ihrem Fleische, ehe er auf den Einfall kam, ihre Milch zu nützen; und seitdem er darauf verfiel, wurde sie eins seiner vorzüglichsten Lebensmittel: er lernte nach vielen verunglückten Versuchen Butter und Käse daraus machen, ohne diese beiden Künste vorher gewußt zu haben. Was fehlte ihm izt zur Zufriedenheit? – Er war ein kleiner König, Regent und Besitzer einer ganzen Insel, unumschränkter Monarch seiner Unterthanen, der Ziegen, Herr über ihren Tod und ihr Leben, ohne jemals in seiner Ziegen-

monarchie Rebellion, Meuterey und Ungehorsam besorgen zu dürfen. Er hielt Tafel, wie ein Monarch: der Papagey saß ihm auf der Schul-[154]ter und hatte, als Favorit, die Erlaubniß, so viel zu schwatzen, als ihm beliebte: der alte Hund saß ihm, wie ein bejahrter treuer Diener, zur Rechten und genoß aus seinen Händen die Belohnung seiner Treue: seine beiden Katzen lauerten, wie ein Paar Hofleute, auf einen gnädigen Bissen und zankten sich knurrend darum, wenn er ihnen einen zuwarf. [...] Wenn er sich mit noch süßern Vorstellungen vergnügen wollte, betrachtete er sich als den Vater einer großen Familie, den Hund als einen trauten Freund: die Katzen waren ein Paar Schmarotzer, die mit gekrümmtem Buckel und knurrend ihm [155] seine Gnade abschmeichelten, oder unverschämt mit der Pfote foderten, wenn sie zu lange außenblieb; und die Ziegen drängten sich, so oft er unter sie kam, mit kindlicher Liebe und Zutraulichkeit um ihn herum und erwarteten von ihm Futter, Vergnügen und Wohlseyn: der Papagey war sein Gesellschafter, und nichts fehlte dem Familiengemälde, als eine gute Hausfrau.

[...]

[159] Sonach war Robinson alle Stände der Menschheit nunmehr durchwandert: er war Jäger, Fischer, Ackersmann, Hirte gewesen: er hatte Handwerke, Künste und Schiffahrt erfunden; und er befand sich itzo in dem Genusse der erfundenen Bequemlichkeiten so wohl, daß ihm Ruhe und Sicherheit vor Mangel Langeweile machten. [...]

Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder.

(1779/80)

[XXVIII] Es war einmahl eine zahlreiche Familie, die aus kleinen und großen Leuten bestand. Diese waren theils durch die Bande der Natur, theils durch wechselseitige Liebe vereinigt. Der Hausvater und die Hausmutter liebten Alle, als ihre eigene Kinder, ohngeachtet nur *Lotte*, die Kleinste von Allen, ihre liebliche Tochter war; und zwei Freunde des Hauses, R** und B**, thaten ein Gleiches. Ihr Aufenthalt war auf dem Lande, nahe vor den Thoren von Hamburg.

Das Wort dieser Familie war: *bete und arbeite!* und Klein und Groß kanten kein ander Glück des Lebens, als welches die Erfüllung dieser Vorschrift gewährt. Aber während der Arbeit und nach vollendetem Tagewerke, wünschte jeder von ihnen auch etwas zu hören, welches ihn verständiger, weiser und besser machen könnte. Da erzählte ihnen dan der Vater, bald von diesem, bald von jenem, und die kleinen Leute alle hörten ihm gern und aufmerksam zu.

[XXIX] Eine von solchen Abenderzählungen ist die folgende Geschichte des *jüngern Robinsons*. [...]

Aber bald hätte ich vergessen, dir zu sagen, was vorher ging, ehe diese Erzählung ihren Anfang nahm! – »Wilst du uns nicht wieder was erzählen, Vater?« fragte *Gotlieb* an einem schönen Sommerabend. »Gern!« war die Antwort; »aber es wäre Schade, einem so herlichen Abend nur durch die Fenster zu zusehen; Komt, wir wollen uns im Grünen lagern!«

O das ist schön, das ist schön! riefen Alle; und so ging's in vollen Sprüngen zum Hause hinaus.

Erster Abend.

[1]

Gotlieb. Hier, Vater?

Vater. Ja, hier unter diesem Apfelbaume.

Nikolas. O prächtig!

Alle. Prächtig! Prächtig! (hüpfen und klatschen mit den Händen.)

Vater. Aber, was denkt ihr denn zu machen unter der Zeit, daß ich euch erzäle? So ganz müssig werdet ihr doch wohl nicht gern da sizzen wollen?

[2] Johannes. Ja, wenn wir nur was zu machen hätten!

Mutter. Hier sind Erbsen auszukrüllen! Hier türksche Bonen abzustreifen; wer hat Lust?

Alle. Ich! ich! ich! ich!

[...]

Vater. Setz euch so herum, daß ihr die Sonne könt untergehen sehen; es wird [3] heute ein schön Spektakel am Himmel geben. (Alle lagern sich und beginnen ihr Werk.)

Vater. Nun, Kinder, ich wil euch heute eine recht wunderbare Geschichte erzählen. Die Hare werden euch dabei zu Berge stehen, und dan wird euch das Herz wieder im Leibe lachen.

Gotlieb. O, aber mach's ja nicht zu traurig!

Lotte. Nein, nicht zu traurig; hörst du, Väterchen? Sonst müssen wir gewiß weinen, und können nicht davor.

Johannes. Nun, so laßt doch! Vater wird's schon wissen.

Vater. Seid unbesorgt, Kinder; ich wil's schon so machen, daß es nicht gar zu traurig werde.

Es war einmahl ein Man in der Stadt Hamburg, der hieß *Robinson*. Dieser hatte drei Söhne. Der Aelteste davon hatte Lust zum Soldatenstande, ließ sich anwerben und wurde erschossen in einer Schlacht mit den Franzosen.

[4] Der zweite, der ein Gelehrter werden wolte, hatte einmahl einen Trunk gethan, da er eben erhitzt war; kriegte die Schwindsucht und starb.

Nun war also nur noch der Kleinste übrig, den man *Krusoe*



Die Delle geg. v. K. v. 1779

Zeichnung v. 1779 v. K. v. 1779

Robinson der Jüngere,

zur angenehmen

und

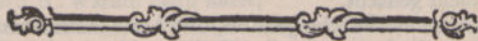
nützlichen Unterhaltung für Kinder.

Erster Theil.

von

J. H. Campe.

Mit Churfürstlicher Freiheit.



Hamburg 1779,

beim Verfasser und in Commission bei

Carl Ernst Bohn.

nante, ich weiß nicht, warum? Auf den setzten nun der Herr Robinson und die Frau Robinson ihre ganze Hofnung, weil er jezt ihr Einziger war. Sie hatten ihn so lieb, als ihren Augapfel; aber sie liebten ihn mit Unverstand.

Gotlieb. Was heist das, Vater?

Vater. Wirst es gleich hören. Wir lieben euch auch, wie ihr wißt; aber eben deswegen halten wir euch zur Arbeit an, und lehren euch, viel angenehme und nützliche Dinge, weil wir wissen, daß euch das gut und glücklich machen wird. Aber *Krusoe's* Eltern machten es nicht so. Sie liessen ihrem lieben Söhnchen in allem seinen eigenen Willen, und weil nun das liebe Söhnchen lieber spielen, als arbeiten und etwas lernen mogte: so liessen sie es meist den ganzen Tag spie-[5]len, und so lernte es denn wenig oder gar nichts. Das nennen wir andern Leute eine *unvernünftige* Liebe.

Gotlieb. Ha! ha! nu versteh ich's.

Vater. Der junge *Robinson* wuchs also heran, ohne daß man wuste, was aus ihm werden würde. Sein Vater wünschte, daß er die Handlung lernen mögte; aber dazu hatte er keine Lust. Er sagte, er wolte lieber in die weite Welt reisen, um alle Tage recht viel neues zu sehen und zu hören.

Das war nun aber recht unverständlich gesprochen von dem jungen Menschen. Ja, wenn er schon was rechts hätte gelernt gehabt! Aber was wolte ein so unwissender Bursche, als dieser *Krusoe* war, in der weiten Welt machen? Wenn man in Ländern sein Glück machen wil: so muß man sich erst viel Geschiklichkeit erworben haben. Und daran hatte er bisher noch nicht gedacht.

Er war nun siebenzehn Jahr alt, und hatte seine meiste Zeit mit Herumlaufen zugebracht. Täglich quälte er seinen Vater, [6] daß er ihn doch mögte reisen lassen; sein Vater antwortete: er wäre wohl nicht recht gescheit, und wolte nichts davon hören. Söhnchen! Söhnchen! rief ihm dan die Mutter zu, *bleibe im Lande und nähre dich redlich!*

Eines Tages –

Lotte. Haha! nun wirs kommen!

Nikolas. O stille doch!

Vater. Eines Tages, da er, seiner Gewohnheit nach, bei dem Hafen herum lief, sahe er einen Kammeraden, der eines Schiffers Sohn war und der eben mit seinem Vater nach *London* abfahren wolte.

Frizchen. In der Kutsche?

Diederich. Nein, Frizchen, nach *London* muß man zu Schiffe fahren über ein großes Wasser, das die *Nordsee* heißt. – Nun?

Vater. Der Kammerad fragte ihn: ob er nicht mit reisen wolte? Gern, antwortete *Krusoe*, aber meine Eltern werden es nicht haben wollen! I, sagte der Andre wieder, [7] mache einmahl den Spaß und reise so mit! In drei Wochen sind wir wieder hier, und deinen Eltern kanst du ja sagen lassen, wo du geblieben seist.

»Aber ich habe kein Geld bei mir!« sagte *Krusoe*. – »Schad't nichts, antwortete der Andere; ich wil dich schon freihalten unterwegs.

Der junge *Robinson* bedachte sich noch ein Paar Augenblicke; dan schlug er dem Andern auf einmahl in die Hand und rief aus: »Top! ich fahre mit, Bruder! Nur gleich zu Schiffe!« – Darauf bestelte er, Jemand, der nach einigen Stunden zu seinem Vater gehen und ihm sagen solte: er wäre nur ein bischen nach England gefahren und werde bald wieder kommen. Dan giengen die beiden Freunde an Bord.

Johannes. Fi! den *Robinson* mag ich nicht leiden.

Nikolas. Ich auch nicht.

Freund B. Warum denn nicht?

[8] Johannes. Ja, weil er das thun kan, daß er so von seinen Eltern weg geht, ohne daß sie's ihm erlaubt haben!

Freund B. Hast Recht, Johannes, es war wirklich ein dummer Streich von ihm; wir müssen Mitleid mit seiner Dumheit haben. Gut, daß es solcher einfältigen jungen Leute, die nicht wissen, was sie ihren Eltern schuldig sind, nicht viel giebt!

Nikolas. Giebt es mehr solche?

Freund B. Mir ist keiner dergleichen vorgekommen; aber das weiß ich ganz gewiß, daß es solchen jungen Leuten nicht gut gehen kan in der Welt.

Johannes. No, wir wollen hören, wie's dem Robinson gegangen ist. [...]

[Auf der Insel]

[73] Vater. Jezt war seine größte Sorge, wo er nun künftig wohnen solte, um vor wilden Menschen und vor wilden Thieren gesichert zu sein? Sein erstes Nachtlager hatte so viel Unbequemlichkeiten für ihn gehabt, daß er [74] nicht ohne Schaudern daran denken konte, daß er seine künftigen Nächte alle auf eben diese Weise würde hinbringen müssen.

Gotlieb. O ich weiß wohl, was ich gemacht hätte!

Vater. Und was dan? Laß doch hören!

Gotlieb. Ja, ich hätte mir erst ein Haus gebaut mit so dicken Wänden! und mit dikken eisernen Thüren. Und denn hätte ich einen Graben da herum gemacht mit einer Zugbrücke und die Zugbrücke hätte ich alle Abend aufgezogen, und denn sollten's die Wilden wohl bleiben lassen, daß sie mir was zu leide thäten, wenn ich schlief.

Vater. Das läßt sich hören! Schade, daß du nicht dabei warest; du hättest dem armen *Robinson* schon rathen können! – Aber – mir fällt doch was ein – hast du wohl schon recht genau zugesehen, wie die Zimmerleute und die Maurer es anfangen, wenn sie ein Haus bauen?

Gotlieb. O ja! schon so oft! Der Maurer macht erst *Kalk* zurechte und rührt [75] Sand darunter. Denn legt er immer einen Stein auf den Andern und schmiert mit seiner *Mauerkelle* den Kit dazwischen, daß sie recht fest zusammen halten müssen. Denn kommen die Zimmerleute her, und behauen die Balken mit ihren *Beilen* und machen, daß sie so recht in einander passen. Darnach winden sie die Balken mit einer

Winde oben auf die Mauer hinauf und nageln immer einen an den andern. Dann sägen sie auch Bretter und Latten, die sie auf die Sparren nageln, um die *Dachziegel* darauf zu legen. Und denn –

Vater. Ich sehe schon, du hast dir's recht gut gemerkt, wie sie's machen, ein Haus zu bauen. Aber der Maurer braucht doch Kalk und eine Mauerkelle und Baksteine oder Feldsteine, die erst behauen werden müssen: und die Zimmerleute müssen Beile, Sägen, Bohrer, Nagel, Winkelmaß und Hammer haben. Wo hättest du denn die hernehmen wollen, wenn du in Robinsons Stelle gewesen wärest?

[76] Gotlieb. Ja, das weiß ich nicht!

Vater. So gieng es dem *Robinson* auch und deswegen muste er sich die Lust, ein ordentliches Haus zu bauen, wohl vergehen lassen. Er hatte kein einziges Werkzeug, als seine beiden Hände, und damit allein kan man keine solche Häuser bauen, als wir haben.

Nikolas. I so hätte er sich ja nur eine Hütte machen können von Zweigen, die er von den Bäumen abbrechen konte!

Vater. Und hätte eine Hütte von Laubwerk ihn wohl schützen können gegen Schlangen, Wölfe, Panter, Tieger, Löwen und andere solche wilde Thiere?

Johannes. Hu! – armer *Robinson*, wie wird dir's gehen!

Nikolas. Kont' er denn nicht schießen?

Vater. Ja, wenn er nur eine Flinte und Pulver und Blei gehabt hätte! Aber der arme Schelm hatte ja nichts, wie wir wissen; nichts, gar nichts auf der Welt, als nur seine beiden Hände!

[77] Da er diesen seinen hilflosen Zustand überdachte, sank er auf einmal wieder in seine vorige Bekümmerniß zurück. Was hilft es mir, dachte er, daß ich dem Tode des Hungers vor jezt entgangen bin, da ich vielleicht diese Nacht von wilden Thieren werde zerrissen werden!

Es kam ihm ordentlich vor, als wenn schon ein grimmiger Tieger vor ihm stünde, seinen Rachen weit aufsperte, und ihm seine großen scharfen Zähne zeigte. Jezt bildete er sich

ein, er pakke ihn schon bei der Gurgel, that einen lauten Schrei: »o meine armen Eltern!« – und sank kraftlos zu Boden.

Nachdem er eine Zeitlang gelegen und mit Angst und Verzweiflung gerungen hatte, fiel ihm ein Lied ein, welches er seine fromme Mutter manchmahl hatte singen hören, wenn ihr etwas Trauriges begegnet war. Das Lied fängt sich so an:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
[78] Den wird er wunderbarlich erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid;
Wer nur den Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Das war eine rechte Herzstärkung für ihn! Er sagte dieses schöne Lied ein Paar mahl recht innig in Gedanken her; dan fing er an, es laut zu singen; rafte sich dabei von dem Boden auf und ging, um zu sehen, ob er nicht irgendwo eine Höle finden könnte, die ihm zur sichern Wohnung diene. [...]

JOACHIM HEINRICH CAMPE

Die Entdeckung von Amerika. Erster Theil. Kolumbus.

(1781; Neue Gesamtausgabe der letzten Hand, 1830)

[Die sanften Wilden]

[71] Kolumbus macht in dem Berichte, den er seinem Hofe abstattete, von der lebenswürdigen Gemüthsart dieser sanften Wilden eine rührende Beschreibung. »In der That«, sagt er, »sind diese Leute so liebevoll, so leutselig und so fried-

sam, daß ich Eure Hoheiten versichere, es könne in der ganzen Welt keine bessere Menschen geben. Sie lieben ihren Nächsten, wie sich selbst, ihr Umgang ist der leutseligste und angenehmste von der Welt, immer heiter, munter, und mit einem sanften Lächeln begleitet. Und ob es gleich wahr ist, daß sie nackt gehen, so können Ew. Hoheiten doch überzeugt sein, daß sie viele sehr löbliche Gebräuche haben. Der König wird mit großem Gepränge bedient, und sein Betragen ist so anständig, daß man ihm mit Vergnügen zusieht, so wie man auch das bewundernswürdige Gedächtniß, das diese Leute haben, und ihre Begierde, jedes Ding kennen zu lernen, um die Ursachen und Wirkungen davon zu erforschen, mit Vergnügen bemerkt!«

Mutter. Wie gefallen euch die Indier?

Alle. O sehr! – Die guten Menschen!

Mutter. Und das sind Wilde, Leute, die gar keinen Unterricht, gar keine Erziehung gehabt haben, die nicht einmahl den lieben Gott kennen.

Vater. Schande, ewige Schande für uns, wenn wir an Güte des Herzens und an thätiger Menschenliebe von ihnen übertroffen werden sollten! Wie viel mehr Beweggründe zum Guten, wie viel mehr Hülf[s]-[72]mittel zur Rechtschaffenheit hat *uns* die göttliche Vorsehung verliehen, als diese armen ununterwiesenen Indier hatten! O Kinder! laßt uns ja aus allen Kräften bestreben, uns unserer großen Vorzüge werth zu machen! Wie würden wir die Schande ertragen, wenn wir einst, mit einem dieser gutherzigen Wilden zusammengestellt, an Edelmuth und Rechtschaffenheit uns von ihm sollten übertroffen sehen? [...]

[Der erste Krieg]

[115] Und nun, Kinder, bereitet euch, den ersten kriegerischen Auftritt in *Amerika* anzusehen, welcher der Anfang so vieler blutiger Schauspiele war, die Raubsucht und Grau-

samkeit in diesem unglücklichen Welttheile nachher aufgeführt haben. Aber ein so wichtiger Vorfall verdient, daß wir ihm eine besondere Erzählung widmen. [...]

Am folgenden Tage erschien der Vater in der gewöhnlichen Erzählungsstunde mit einem Gesichte, welches innige Traurigkeit verkündigte. Aller Augen waren erwartungsvoll auf ihn geheftet, und es herrschte in der kleinen Versammlung eine ängstliche Stille, welche Keiner zu unterbrechen wagte. Da rief der Vater endlich mit gerührter Stimme aus:

O ihr lieben Kinder, warum kann ich heute nicht den Vorhang fallen lassen, um euch auf ewig zu verbergen, was auf der Schaubühne der zu ihrem Unglücke entdeckten neuen Welt sich nun weiter zugetragen hat! Aber was hülfte es mir, es euch zu verhehlen? Ihr würdet es ja doch über kurz oder lang erfahren müssen. Denn laut, laut wird durch alle Zeiten, bis ans [116] Ende der Welt, die Stimme der Unschuld und der Menschheit schreien, und den spätesten Nachkommen die Gräuel verkünden, welche Kristen gegen ihre schuldlosen Brüder, gegen die armen, bedrängten, hilflosen Indier begingen! – Es sei also! Ihr sollt sie hören, sollt sie ganz hören die gräßliche Geschichte, um schon jetzt die Unmenschlichkeiten verabscheuen zu lernen, zu welcher Menschen gegen Menschen fähig sind, wenn sie sich von Leidenschaften hinreißen lassen, oder in den Zustand einer thierischen Gedankenlosigkeit versinken.

Beide Heere stehen sich einander schon im Gesichte, und der fürchterliche Augenblick, welcher über das Leben der Spanier und über die Freiheit der Indier entscheiden wird, ist da.

Auf der einen Seite stehen hunderttausend Indier, bewaffnet mit Keulen, mit hölzernen Schwertern und mit Speißen und Pfeilen, die mit Fischgräten oder Feuersteinen zugespitzt sind. Auf der andern Seite hingegen zeigen sich nur zweihundert Europäische Fußgänger und zwanzig Reiter, unterstützt von einem Trupp Indier unter der Anführung des *Guakanahari*. [...]

[117] Kolumbus wählte zu dem schrecklichen Schauspiele, welches nun aufgeführt werden sollte, die Zeit der Nacht, weil er hoffte, daß die Finsterniß den Schrecken der Indier bei einem plötzlichen Angriffe vermehren würde. Nachdem es also finster geworden war, und er sein kleines Heer unter seinen Bruder *Bartholomäus*, den Kaziken *Guakanahari* und sich selbst vertheilt hatte, so fiel er, da die Indier es am wenigsten vermutheten, mit lautem Geschrei wüthend über sie her, und der Donner der Musketen, das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde jagten den bestürzten Wilden ein solches Schrecken ein, daß sie, nach einem leichten unordentlichen Widerstande, verzweiflungsvoll die Flucht ergriffen. Einige derselben fielen unter dem Schwerte, Andere wurden von den Pferden zerstampft oder von den Hunden zerfleischt, Andere zu Gefangenen gemacht. Die Uebrigen flüchteten sich zerstreut in die Wälder.

So war es also entschieden, daß dis schuldlose Volk seinen Nacken unter das Joch der Europäischen Sklaverei beugen sollte! Kolumbus eilte, seinen Sieg zu benützen; er durchzog das ganze Land, und wohin er kam, da unterwarf man sich, ohne den mindesten Widerstand, seiner Herrschaft. In einigen Monaten war die ganze volkreiche Insel in Spanischer Botmäßigkeit.

Johannes. Vater, der *Guakanahari* ist nicht mein Mann!

Vater. Und warum nicht?

Johannes. Weil er es mit den Spaniern wider seine eigenen Landsleute hielt.

[118] Vater. Aber war es nicht edel von ihm gehandelt, daß er so treu in seiner Freundschaft blieb?

Johannes. Ja, das wol, und deßwegen hat er mir auch recht wohl gefallen; aber seinen Landsleuten war er doch auch Treue, und noch mehr, als den Spaniern schuldig. Er hätte also entweder ganz aus dem Spiele bleiben, oder sich auf die Seite seiner Landsleute schlagen müssen.

Vater (*zu den Andern*). Hört ihr, was Johannes da sagt? Was dünkt euch davon?

Alle. Daß Johannes Recht hat!

Vater. Ich glaube es wirklich auch; ungeachtet es in der That ein wenig mißlich ist, über eine Sache urtheilen zu wollen, wovon uns die meisten Umstände unbekannt geblieben sind. Wer weiß, ob nicht auch die Indier bei einer oder der andern Gelegenheit den Spaniern Unrecht gethan hatten? Ob dem *Guakanahari* die von den Spaniern in andern Gegenden ausgeübten Gewaltthätigkeiten auch bekannt geworden waren? Ob er nicht etwa glaubte, daß es zum wahren Besten der ganzen Völkerschaft gereichen würde, wenn ein so weiser, mächtiger und menschenfreundlicher Mann, als *Kolumbus* war, künftig ihr allgemeines Oberhaupt wäre? Ich sage dis nicht, um sein Verfahren zu rechtfertigen – denn wie könnte es jemahls Recht sein, die Waffen gegen sein eignes Vaterland zu ergreifen? – sondern bloß um zu zeigen, daß er vielleicht nur aus edlen Absichten fehlte, und in diesem Falle nur unser Mitleid, nicht unsern Abscheu verdiene. –

Laßt uns wieder zu unserm *Kolumbus* zurückkehren. Bis hieher hat dieser große Mann noch nichts gethan, als was uns Bewunderung und Liebe gegen ihn einflößen muß. Aber er war ein Mensch; bereitet [119] euch also, ihn auch einmahl fehlen zu sehen; o, möchtet ihr daraus für immer lernen, wie sehr selbst der gute Mensch über sein Herz und über seine Handlungen unaufhörlich wachen muß, um nicht noch zuletzt einen Fehltritt zu thun und zu straucheln, da er beinahe schon am Ziele seiner Tugend war! [...]

JOACHIM HEINRICH CAMPE

Die Entdeckung von Amerika. Dritter Theil. Pizarro.

(1782; Neue Gesamtausgabe der letzten Hand, 1830)

[Pizarro]

[35] Gottlieb (*hastig*). Nun vom *Pizarro*?

Vater. Nun von ihm!

Alle. Ah! ah!

Vater. Aber ach! Kinder – ich muß es euch nur zum voraus sagen, damit ihr euch in eurer Erwartung nicht betrogen findet – mein Held ist dismahl kein Mann, den ihr werdet lieb gewinnen können.

Alle. Oh!

Vater. Zwar wird er euch durch seine unerhörte Standhaftigkeit, durch seine unermüdbare Geduld im Leiden und durch einen Löwenmuth, den nichts erschüttern konnte, mehr als einmahl in Erstaunen setzen; aber was sind diese glänzenden Eigenschaften, wenn sie nicht von wahrer Rechtschaffenheit, von reiner Güte [36] des Herzens und von thätiger Menschenliebe begleitet werden? Ein Messer in der Hand eines Rasenden, der es nicht dazu gebraucht, dem Dürftigen sein Brot zu schneiden, sondern sich und Andere damit zu verwunden. Aber gerade deßwegen, damit ihr von dieser Wahrheit auf das innigste überzeugt werdet, und aus eurer eignen Empfindung beim Anhören dieser schrecklichen Geschichte auf immer lernen möget: *daß ohne Rechtschaffenheit und Güte des Herzens keine, auch noch so glänzende Eigenschaft, uns in den Augen unserer Nebenmenschen liebenswürdig machen kann*, stelle ich euch eins der gräulichsten Gemälde dar, welche die Geschichte aufzuweisen hat, und welches fast durchaus mit Blut und Thränen gemahlt ist. [...]

[Niedermetzelung der Inkas]

[100] Der Inka bemerkte die kriegerische Stellung der Spanier, und sagte zu seinen Freunden, welche einige Unruhe darüber merken ließen: diese Fremdlinge sind Boten der Gottheit; hütet euch sie zu beleidigen, und laßt uns vielmehr durch Höflichkeit sie zu besänftigen suchen.

Indem er dieses sagte, trat der Spanische Feldpater *Vizen Valverde* mit einem Kreuze in der einen, und dem *Brevier* in der andern Hand, hervor, stellte sich neben den Tragsessel des Inka, und hielt eine lange, seltsame Rede, worin er die Lehre von der Schöpfung, von Adams Sündenfall und von der Mensch-[101]werdung, dem Leiden und Sterben und der Auferstehung des Erlösers weitläufig zu erklären suchte; dann eine prächtige Beschreibung von der Heiligkeit und Macht des Papstes machte, als welcher Gottes Statthalter auf Erden sei, und endlich die unerwartete Nachricht mittheilte, daß dieser Papst, mit Namen *Alexander der Sechste*, dem Könige von Spanien die ganze neue Welt geschenkt habe. Er ermahnte hierauf den Inka, unverzüglich den kristlichen Glauben anzunehmen, das untrügliche Ansehn des Papstes anzuerkennen, und sich dem Könige von Spanien, seinem nunmehrigen rechtmäßigen Oberherrn, gutwillig zu unterwerfen. Er fügte hinzu, daß er unter dieser Bedingung im ruhigen Besitze seiner königlichen Würde bleiben und wider alle seine Feinde mächtig geschützt werden solle; wofern er aber sich weigere, diese Bedingungen einzugehen, so werde ihm hiemit im Namen des Königs Krieg und Verderben angekündigt.

Atahualpa hatte die Geduld, die lange Gewäsche, welches ihm durch die elende Verdolmetschung des Philippillo vollends unverständlich vorgetragen wurde, ruhig anzuhören. Das Wenige, was er davon begriff, erregte sein Erstaunen, doch wußte er sich zu fassen, und antwortete mit vieler Gelassenheit:

Er sei bereit, ein Freund und Bundesgenosse des Königs von

Spanien, aber keinesweges sein Lehnsträger zu werden. Was den Papst betreffe, so müsse er wol ein wunderlicher Mann sein, daß er sich einfallen lasse, Etwas zu verschenken, woran er selbst kein Recht habe. Seine Glaubenslehre werde er gegen eine andere nicht vertauschen, weil es ihm vernünftiger zu sein schiene, die unsterbliche Sonne anzubeten, als den Gott der Kristen, von dem sie selbst geständen, daß er [102] am Kreuze gestorben sei. Von allen den unbegreiflichen Dingen, deren der Pfaff erwähnt habe, verstehe er nichts, doch sei er neugierig zu wissen, auf welche Weise sie ihm selbst bekannt geworden seien?

»Durch dieses Buch!« erwiderte der Pfaff, indem er ihm das *Brevier* überreichte.

Der Inka besah das Buch von allen Seiten, hielt es an sein Ohr, lächelte und sagte, indem er es mit Verachtung von sich warf: »Es spricht ja kein Wort!« Dis entflamte den Zorn des unmenschlichen Priesters. Wüthend wandte er sich gegen die Spanier und schrie mit lauter Stimme: »Zur Rache, ihr Kristen! zur Rache! Ihr seht, wie Gottes Wort verachtet wird! Auf, und tödtet diese Hunde, welche das Gesetz Gottes mit Füßen treten!«

Wie wird euch, Kinder, diese entsetzlichen Worte aus dem Munde eines Priesters zu hören? Dem großen Gotte sei Dank, daß die beweinswürdigen Zeiten, in welchen die Religion solche Ungeheuer unter ihren Dienern zählte, vorüber sind! Und Dank, Dank den edlen Menschenfreunden, welche, besonders in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, ihren aufgeklärten Verstand und ihren Einfluß auf andere Menschen dazu angewandt haben, den schrecklichen Verfolgungsgeist zu entkräften, und milde, duldsame Gesinnungen nach und nach durch alle Welttheile zu verbreiten! –

Auf das Wort des racheschnaubenden Priesters gab Pizarro den Seinigen, die er bis dahin, beim Anblick einer so reichen Beute, kaum hatte zurückhalten können, das Zeichen zum Angriff. Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, und plötzlich wurden die Kanonen und Flinten mitten unter die

Menge der bestürzten Peruer abgefeuert. Die Reiter sprengten zugleich aus ihrem [103] Hinterhalte hervor, und Pizarro stürzte sich an der Spitze seiner Fußgänger in den Haufen Derjenigen, welche die Person des Inka umringten. Man stelle sich den Schrecken und die Betäubung des unglücklichen Fürsten und seiner Unterthanen vor, da sie die unwiderstehliche Gewalt der Reiterei und die schrecklichen Wirkungen der Feuerwaffen sahen, und von beiden auf eine so unerwartete Weise überrascht wurden! [...]

So lange das Morden dauerte, hörte der unmenschliche Priester nicht auf, die schon wüthenden Spanier noch mehr zu entflammen, indem er ihnen zurief: daß sie nicht hauen, sondern stechen möchten, um desto tiefere und gefährlichere Wunden zu machen!

[104] Mutter. Pfui, über das abscheuliche Ungeheuer! [...]

John. Nun werden sie doch auch wol endlich einmahl gesätigt sein?

Vater. Meinst du? – aber da müßten die Leidenschaften bei ihnen zum ersten Mahle ihre Natur verläugnet haben. Je mehr diese sonst befriediget werden, desto mehr pflegen sie zu wachsen, desto gieriger pflegen sie die menschliche Seele nach neuen Befriedigungen zu machen. Leider war dis auch hier der Fall! Je mehr diesen Räubern in ihre blutigen Hände fiel, desto mehr wünschten sie zu haben, desto höher spannten sie ihre Hoffnungen, und desto kühner und unmenschlicher wurden sie in der Wahl der Mittel, diese überspannten Hoffnungen zu erfüllen.

Doch für heute kein Wort mehr von allen den Abscheulichkeiten, deren diese Unmenschen sich noch weiter schuldig machten. Wir haben für dasmahl schon zu viel davon gehört. Bis morgen also!

[...]

[105] Ehe der Vater am folgenden Tage in seiner Erzählung fortfuhr, brachte Einer der Kleinen – ich weiß nicht welcher – die Frage auf: warum die göttliche Vorsehung doch wol

zugegeben habe, daß die treulosen und unmenschlichen Spanier nach Peru kamen?

Ja, wer kann das wissen? sagte Johannes. [...]

Karl. Weiß denn Vater gar nichts davon, warum der liebe Gott zugab, daß die abscheulichen Spanier dahin kamen?

Vater. Kinder, ich habe euch schon oft gesagt, daß es eine eben so thörichte, als strafbare Vermessenheit sein würde, wenn der schwache, kurzsichtige Mensch sich über die jedesmahligen Absichten der weisen und gütigen Vorsehung zum Richter aufwerfen wollte. Wie können wir, die wir immer nur das Gegenwärtige, und auch von diesem nur einen so kleinen Theil vor Augen haben – wie können wir doch beurtheilen, warum Der, welcher das Vergangene, das Gegenwärtige und Zukünf-[106]tliche zugleich übersieht, die Schicksale seiner Menschen so oder so zu lenken für gut findet? Indeß ist es uns vergönnt, in demüthigem Bewußtsein unserer Kurzsichtigkeit, darüber nachzudenken, ob wir vielleicht die eine oder die andere von den tausend weisen und väterlichen Absichten, welche den Allvater bewegen, Dieses oder Jenes geschehen zu lassen, mit einiger Wahrscheinlichkeit errathen mögen. Das wollen wir denn auch jetzt thun, zufriednen, wenn wir nur einen oder den andern schwachen Lichtstrahl auffangen können, um durch Hülfe desselben einen schüchternen Blick in das heilige Dunkel zu wagen, welches auf den unerforschlichen Wegen der Vorsehung ruht.

Zuerst, Kinder, muß ich euch an zwei wichtige Wahrheiten erinnern, die unserm Nachdenken in dieser Sache die beste Richtung geben werden.

Die erste: *Gott läßt zuweilen geringere Uebel zu, damit größere vermieden werden.*

Und die andere: *Gott läßt zuweilen Böses zu, weil seine Allwissenheit voraussieht, daß überwiegendes Gutes daraus entspringen wird.*

Und nun laßt uns einmahl untersuchen, ob nicht Beides hier vielleicht der Fall gewesen sei?

So viel habe ich euch schon neulich sehen lassen, daß die Peruer zur Zeit der Ankunft der Spanier den Weg der sittlichen Verschlimmerung betreten hatten, und mit schnellen Schritten darauf fortgingen. Ihre Könige hatten angefangen, die Gesetze des Landes mit Füßen zu treten, sie waren ehrgeizig, habsüchtig und grausam geworden, und ohne allen Zweifel hatte ihr Beispiel schon einen sehr verderblichen Einfluß auf die Sitten ihrer Unterthanen gehabt. Wie? wenn nun Gott vor-[107]aussah, daß diese Verschlimmerung immer weiter gehen und zuletzt in die größten Abscheulichkeiten ausarten würde? Wenn er voraussah, daß diese, ehemals gutmüthigen, Menschen nach und nach in wilde, reißende Thiere ausarten, und durch ihre Laster sich selbst und die benachbarten Völkerschaften unfehlbar aufreiben würden? – Wenn man die Grausamkeit erwägt, deren Atahualpa sich schuldig machte, indem er das ganze zahlreiche Geschlecht der Inka's unschuldiger Weise ermorden ließ, so erhält diese Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit; und dann wäre die Zerstörung des Peruischen Reichs *vielleicht* einer von den Fällen gewesen, in welchen Gottes weise Güte geringere Uebel zuläßt, um größere zu hintertreiben. Aber laßt uns vornehmlich auf die Folgen merken, welche die Eroberung von Peru für alle übrige Welttheile gehabt hat, und noch künftig haben kann, um alsdann zu überlegen, ob das Böse, welches die Spanier damahls anrichteten, nicht vielleicht durch das Gute, welches daraus entsprungen ist, und noch künftig daraus entspringen kann, überwogen werde?

Ich will hier nur zwei von den eigenthümlichen Erzeugnissen dieses Landes nennen, welche vor der Eroberung desselben allen übrigen Welttheilen unbekannt waren, und nun ein unaussprechlich großer Segen für viele Millionen unserer Brüder sind. Ich meine die *Kartoffeln* und die *Chinarinde*. Ferdinand II. Stammten die Kartoffeln denn auch eigentlich aus Peru her?

Vater. Zu uns sind sie zwar aus *Virginien* gekommen; aber

Peru, und insbesondere die fruchtbare Landschaft *Quito*, ist das eigentliche Vaterland derselben, von wannen sie durch Europäer in andere Ameri-[108]kanische Länder, und aus diesen endlich nach Europa verpflanzt wurden.

Nun bedenkt einmahl, Kinder, wie viel tausend Menschen jetzt größtentheils von diesem einzigen Gewächse leben! Wie viel tausend künftig davon leben werden! Welche nahrhafte, gesunde, wohlschmeckende und wohlfeile Speise es gewährt, und ihr werdet gestehen, daß die Eroberung von Peru, wodurch dieses schätzbare Nahrungsmittel durch die ganze Welt verbreitet worden ist, in diesem Betracht eine Wohlthat für die Menschheit war.

Und nun vollends die Chinarinde! Wie viele Millionen Menschen, die an bösen Fiebern danieder lagen, mögen ihr, seit dem Untergange des Peruischen Reichs, ihre Genesung verdanken! Wie viele Millionen schwache und entkräftete Kranke mögen dadurch schon gestärkt worden sein! Also abermahls eine sehr heilsame Folge, welche die Eroberung jenes Landes für alle übrige Welttheile gehabt hat. [...]

[109] Ihr seht also, Kinder, daß die Vorsehung damahls, wie immer, Böses geschehen ließ, weil Gutes daraus folgte. Ich habe euch freilich nur erst ein paar von diesen guten Folgen entdecken können; aber wie viele derselben mögen nicht von Gottes Allwissenheit gesehen werden? Wie viele derselben werden sich vielleicht noch künftig enthüllen? Wer weiß, was Amerika noch Alles werden kann, werden wird, wenn es das Joch seiner Europäischen Tirannen einmahl ganz wird abgeschüttelt haben, und was es nie geworden wäre, wenn es dieses Joch nicht erst eine Zeit lang getragen hätte? Mir wenigstens wird es von Tage zu Tage wahrscheinlicher, daß dieser unterdrückte Welttheil über kurz oder lang der Sitz der Freiheit, der allgemeinen Duldung, der Wissenschaft und der Glückseligkeit werden wird. In einem Theile von Nordamerika, der sich frei gemacht hat, ist man jetzt schon viel glücklicher und klüger, als man in den meisten Europäischen Ländern ist. Die übrigen Amerikaner werden diesem Bei-

spiele folgen, und dann wird man nach Amerika reisen müssen, wenn man weise Verfassungen, blühende Staaten und glückliche Menschen sehen will. – [...]

CHRISTIAN KARL ANDRÉ

Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von Mancha.

(1787)

[5] *Stand und Beschäftigung des berühmten Junkers Don Quixote von Mancha.*

In einem Dorfe von *Mancha*, dessen Name mir nicht wieder einfällt, lebte vor nicht gar langer Zeit ein Edelmann, dessen Schätze in einer von seinen Vorfahren ererbten, alten Lanze und Tartsche, einem magern Klepper [6] und Windhunde bestanden. [...]

[7] So oft gedachter Edelmann müßig war – und zum Unglück war dies der Fall meist im ganzen Jahre – las er Ritterbücher, oder erdichtete Erzählungen von den wunderbaren Thaten tapferer oder nährischer Ritter. Er fand an dieser Leserei so viel Vergnügen, daß er darüber Jagd und Verwaltung seines Hauswesens fast ganz vergaß. Sein Hunger darnach gieng so weit, daß er viele Acker Saatfeld verkaufte, um Ritterbücher kaufen und lesen zu können. Er brachte auch, so viel er deren nur aufreiben konnte, in seinem Hause zusammen. Das kam daher: des armen Junkers Verstand war in seiner Jugend durch treue Lehrer und eine gute Erziehung nicht klüger gemacht worden. Dieser dummgebliebene Verstand war die Ursache von allerhand Krankheiten, mit welchen seine arme Seele geplagt wurde – unter andern auch

mit der Lesesucht. Das ist eine schlimme Krankheit! Man verliert alle Lust und Kraft zur Arbeit, gewinnt den Müßiggang lieb, und mag nichts als lesen. – Aber das ist noch nicht das Aergste! Zum Unglück gefallen dem, der an der Lesesucht krank liegt, nichts als alberne Bücher. – Hörst nur einmal! Ueber Stellen folgender Art, gerieth der weise Junker in höchstes Entzücken: [8] »Der hohe Himmel, welcher Euch mit den Sternen Eurer Gottheit göttlich stärket, und Euch zur Verdiennerin der Verdienste macht, die Eure Hoheit verdient;« oder: Die Vernunft der Unvernunft, welche meiner Vernunft wiederfährt, schwächet meine Vernunft so sehr, daß ich mich mit Vernunft über Eure Schönheit beschwere.

Mit allen diesen Vernunften verlor der arme Ritter seine eigene. Er zermarterte sich, einen Sinn aus diesem verworrenen Zeuge zu finden, welches nur deswegen geschrieben zu seyn schien um ihn von Sinnen zu bringen. Denn ihr müsset wissen, daß in diesen Ritterbüchern, welche müßige Leute vor Alters in Spanien geschrieben, alles auf's höchste übertrieben geschildert wurde, welches denn freilich unbegreiflich schien, wenn man albern genug war die Erdichtung für wahr zu halten.

[...]

[10] Kurz, fuhr der Vater fort, der gute Junker versunk so tief in seine Lektüre, daß er Nächte und Tage lang, vom Abend bis an den Morgen und vom Morgen bis an den Abend, damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, daß er den Verstand völlig verlor.

Seine Einbildungskraft (die Kraft der Seele mit welcher sie sich abwesende Dinge als gegenwärtig vorstellen kann) strotzte von allem dem, was er in seinen Büchern gelesen hatte, und folglich von Bezauberungen, Streit, Gefechten, Ausforderungen, Wunden, Klagen, Seufzern, Narrenhändeln, Martern und tausend andern Tollheiten. Alles dies bildete er sich so fest ein, daß ihm endlich dieser Wust von

Unsinn so wahr schien, als die gewisseste wirkliche Geschichte. [...]

[12] Da es nun um seinen armen Verstand ganz gethan war gerieth er auf den seltsamsten Einfall, auf den nur jemals ein Narr in der Welt hätte gerathen können; es schien ihm nemlich, zur Verherrlichung seines Ruhms, und zum Besten des allgemeinen Wohls in der Welt, gut und nöthig selbst ein fahrender Ritter zu werden, das heist: mit seinem Gaul und seinen Waffen, der Lanze und der Tartsche, die ihr gleich anfänglich habt kennen lernen, in der Welt umherzuziehen, Abentheuer oder wunderbare Begebenheiten aufzusuchen, allem Unrecht zu steuern und zu wehren, sich [13] den größten Gefahren auszusetzen und sie zu überwinden; kurz alles zu thun und zu leiden, was, nach seiner Lektüre, alle irrende Ritter thaten und litten, die jemals auf dieser Welt gelebt hatten. Hiermit dachte er sich einen unsterblichen Namen zu erringen. Schon setzte sich der arme Mann, in Gedanken, wenigstens die Krone von Trapezunt durch die Tapferkeit seines Arms, auf, war überaus glücklich mit seinen süßen Schwärmereien, und eilte was er konnte, sein Verlangen ins Werk zu setzen.

August. »Trapezunt, Vater?«

Vater. War noch vor dreihundert Jahren ein eigenes Kaiserthum, dessen Hauptstadt gleiches Namens, am schwarzen Meere, noch heut zu Tage vorhanden ist. Im Jahr 1462 zerstörte es der türkische Kaiser und eignete sich die Länder zu. Ihr sehet hieraus, in welches Zeitalter diese Geschichte eigentlich gehöre. [...]

[73] *Geschichte des großen und schrecklichen hochnothpeinlichen Halsgerichts, welches der Pfarrer und Barbier in unsers weisen Junkers Bücher hielten.*

Was der Pfarrer vom Bauer gehört hatte, bestärkte ihn noch mehr in seinem morgen auszuführenden Vorsatze. Der Tag

kam, und das erste was er that, war, daß er Meister Niklas, den Barbier, abrufte, und mit ihm in Don Quixote's Haus ging.

Der Ritter schlief noch sehr fest als sie kamen und von der Nichte den Schlüssel zu den Kabinet forderten, wo die Unglücksquellen, die Bücher stunden; welche sie ihnen auch sehr gern gab. Sie gingen hinein, und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, sehr schön eingebunden. Als die Ausgeberin diesen Vorrath erblickte, lief sie eiligst zurück, und kam bald dar-[74]auf mit einem Schüsselchen Weihwasser und einem Büschel Isop zurück:

»Weihwasser?«

Wider etwas Eigenthümliches der Katholiken. Sie schreiben dem Wasser sogleich, ausserordentliche wunderthätige Kräfte zu, wenn einer ihrer Geistlichen mit seinen Fingern ein Zeichen darüber gemacht und dazu einen Segenswunsch gesprochen hat. Ein solches Wasser heißet dann ein geweihtes Wasser.

»Da, da, Herr Licentiate, schrie sie, nehmt und besprengt ja erst die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeistern, die in diesen Büchern stecken, kömmt und uns behext, zur Strafe, weil wir ihnen Dampf anthun und sie aus der Welt schaffen wollen.«

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ sich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beschauen, weil sich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, welche das Feuer nicht verdienen. »Nein, nein Herr Licentiat, schrie die Nichte, verschont kein einziges, sie haben alle gesündigt. Am besten ist es, mit allen zum Fenster hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen draus gemacht und verbrennt. Oder noch besser können wir das Freudenfeuer hinten im Hünerhofe anstellen; daß der Rauch nicht so viel Aufse-[75]hens macht.« Die Ausgeberin stimmte mit Freuden bei, so dursteten Beide nach dem Tode dieser armen Unschuldigen. Der

Pfarrer aber war billiger, und bestund darauf, er müsse wenigstens erst die Titel lesen.

Er ging nun ein Buch nach dem andern durch; lieber Himmel! welch' eine ungeheure Sammlung des entsetzlichsten Unsinnns:

Hier finde ich, meine lieben jungen Leser, Gelegenheit, euch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ihr habt schon an dem Wenigen, was ich euch bisher von den Tollheiten des Ritters erzählt habe, gewiß so viel Unvernünftiges und Widersinniges bemerkt; daß ihr wol euch versichert und ganz gewiß überzeugt haltet: es sey unmöglich, daß ihr jemals ähnliche Thorheiten begehen könntet. Ihr denkt: »O jezt sind die Leute klüger und dann ist ja die ganze Geschichte nur eine Erdichtung?« – Aber ich muß euch sagen, daß der Erdichter dieser Geschichte, der feine *Cervantes*, sehr wenig daran erdichtet habe. Er gab zu seiner Zeit auf die verschiednen Thorheiten seiner Nebenmenschen acht und das einzige, was er sich erlaubte, war, daß er alle diese verschiedenen Thorheiten verschiedner Menschen einen einzigen begehen ließ; um so die Tollheiten desto auffallender und bemerklicher zu machen. Er stiftete dadurch wirklich den großen Nutzen, daß sehr viele, die sich auf die Art [76] öffentlich vor der Welt lächerlich gemacht sahen, ihre Thorheiten ablegten. Doch sie alle auszurotten; so weit konnte er es nicht bringen. Daher hat sich einiger Unsinn jener Zeiten, noch bis auf diese Stunde erhalten. Auch heut zu Tage werden noch eine Menge solcher unsinniger Bücher, als hier der Pfarrer fand, unter den Namen Romanen geschrieben; daher seydt ihr wirklich in Gefahr durch Lesung solcher Romane in ähnliche Tollheiten zu verfallen. Es ist nichts sogar seltnes unter uns, daß sich Leute selber ermordeten, bloß weil sie Romane gelesen hatten. Das ist denn auch die Ursache, warum euch eure verständige Eltern und Aufseher nicht jedes Buch lesen lassen, sondern euch eure Lesereien selbst wählen. Damit ihr sehet, daß das wirklich aus wahrer Vorsorge und zärtlicher Besorgniß, euer guter Verstand möchte dadurch verrückt

werden, geschehe; so will ich euch doch einen kleinen Begriff von einem Roman machen. Ein Roman ist eine erdichtete Erzählung allerhand wunderbarer Begebenheiten. Gewöhnlich muß in einem solchen Roman immer eine Hauptperson paradiren, welcher dann vor allen andern die unerhörtesten Dinge zugeschrieben werden. Diese nennt man dann den Helden des Romans. Ein solcher Romanheld wird gewöhnlich in der Jugend als ein Müsiggänger vorgestellt, der keine Lust hatte durch Arbeit, und Fleiß etwas Nützlich [77] und Gründliches zu lernen – der seinen Verstand also nicht übte, folglich ihn schwach machte – seine Kräfte nicht brauchte, folglich nicht geschickt war, irgend etwas von Wichtigkeit zu unternehmen – der sich über seine Trägheit den Unwillen seiner Aeltern und die Mißbilligung seiner Lehrer zuzog. Anstatt sich zu bemühen, alles wieder gut zu machen und durch doppelte Anstrengung, seiner Aeltern Achtung und Liebe wieder zu verdienen, legte er sich nun auf's Träumen, welches freilich für einen Müsiggänger eine sehr bequeme Beschäftigung ist. Er träumte von Luftschlössern, von goldnen Bergen, von bezauberten Inseln, von Königreichen und Kaiserthümern die ihm gehörten und bildete sich zuletzt ein, daß alles das, wovon er den lieben langen Tag und die ganze Nacht hindurch träumte, wirklich in der Welt so da wäre und daß er weiter nichts nöthig hätte, als sich nur auf die Reise zu machen und alle die schönen Sächelchen aufzusuchen. Diese Einbildung machte den jungen Menschen unerträglich stolz.

[...]
[82] Eben so verführerisch und lügenhaft schildern sie es als das größte Vergnügen, in jemand verliebt zu seyn: das heißt, irgend eine Person für die vortrefflichste in der Welt zu halten und sie allen andern vorziehen. Wären solche Leute nun etwa in einen ihrer Aeltern, Erzieher oder Lehrer verliebt; so wäre das so unrecht eben nicht. Aber diese Schwächlinge haben nicht so viel Kraft, das *Gute* zu fühlen und zu schätzen; daher schränkt sich ihre Liebe auf etwas ein, welches

dem Guten weit nachstehen muß, auf's *Schöne*. Ein glattes Gesicht, eine schöne Bildung, ein hübscher Wuchs, Dinge, welche ein einziger Unfall sobald zerstören kann, das sind die Vortreflichkeiten, die ihnen über alles theuer sind. – Weil der Körper der Weibsperson nicht durch so viele rauhe Arbeiten und harte Lebensart, als wie der männliche angegriffen wird; so können diese auch die Schönheit desselben länger erhalten. Man findet daher gewöhnlich die schönsten, menschlichen Bildungen unter dem weiblichen Geschlechte; und weil unserm Schwächling, das Schönste nur das Beste ist, so verliebt er sich denn gewöhnlich in ein schönes Mädchen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie gut und verständig ist, welches beides doch noch wol ein klein, klein bischen mehr werth ist, als schön seyn.

[...]

[86] Kinder! Wir wollen thun, was an uns ist, das Elend in der Welt zu vermindern! Sorgt aber zuerst für euch, leset selbst nicht solch albern Zeug, welches euch doch nur deswegen gefällt, weil es euch die Zeit vertreibt und gut zu unterhalten weiß. Für eure Unterhaltung und Zeitvertreib, nach gethaner Arbeit, soll gewiß in dieser Bibliothek gesorgt werden. – Sorgt aber auch für andre Kinder dadurch, daß ihr ihnen alle unnütze Romane und Liebesgeschichten entzieht, und, wenn ihr sie bei ihnen sehet, auf eine ehrliche Weise zu bekommen sucht und dann zerstöret.

Eben so gut hatte es der gute Pfarrer für seinen Junker im Sinn; leider aber nur zu spät! denn der Verstand des armen Ritters war schon übergeshnapp! Der Pfarrer sah ein Buch nach [87] dem andern durch und fand doch nichts als Romane und nârrische Liebesgeschichten. Die Fenster standen offen! da segelte dann eins nach dem andern hinunter in den Hof, wo ein großes Feuer brannte und die Vernunftmörder verzehrte. [...]

[98] *Wie der mannhafte Ritter Don Quixote das schreckliche unerdenkliche Abenteuer mit den Windmühlen bestund, zusammt andern denkwürdigem Verlauf.*

Während dessen entdeckten sie dreisig oder vierzig Windmühlen, die auf diesem Felde stehen. *Don Quixote* erblickte sie kaum, so sprach er zu seinem Schildknappen: »Das Glück führt unser Thun besser, als wir verlangen konnten, denn siehe, Freund *Sancho*, dort zeigen sich dreisig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlich das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir uns bereichern; denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesicht der Erden vertilgt.«

»Was denn vor Riesen?« fragte *Sancho Pansa*.

»Die du dort siehst, sagte sein Herr; die mit den langen Armen, die einige von ihnen bei zwei Meilen lang zu haben pflegen.«

»Seht wol zu, gestrenger Herr, was Ihr thut; denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was ihr [99] für die Arme ansieht, sind die Flügel, die wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben.«

»Du magst wol nicht sehr in solchen Händeln bewandert seyn, *Sancho*: man sieht es, Riesen sind's; und kommt dich etwa eine Furcht an, so hebe dich weg, und verricht' an irgend einem sichern Orte dein Gebet, indeß ich hinziehe mit ihnen einen so schweren und ungleichen Kampf zu halten.«

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul *Rozinante* die Sporen, ohne weiter auf seinen Schildknappen *Sancho* zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es, gewiß Windmühlen und keine Riesen wären, die er angreifen wollte. Allein die Riesen sassen ihm nun einmal so fest im Kopfe, daß er weder *Sancho's* Geschrei hörte, noch ihre wahre Gestalt sahe, so nah er auch immer war. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: »Flieht nicht ihr feigen Memmen; ihr Lumpengesindel

steht, ein einziger Rittersmann ist es der euch Vehd (Streit) ankündigt.« – Immittelst erhob sich ein kleiner Wind der die großen Flügel bewegte. Dies sahe *Don Quixote* und schrie: »Ha! wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet als Riese *Briareus*, mit den hundert Armen, sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.« – Und hiermit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea von ganzem Herzen, bat, sie [100] wolle ihm in diesem schweren Strausse zu Hülfe eilen, bedekte sich mit der Tartsche, legte mit der Lanze ein, und rennte in vollem Biegen mit seinem *Rozinante* auf die erste Mühle los. Indem er nun den einen Flügel mit der Lanze durchrennte, riß ihn der Wind so wütend herum, daß er die Lanze augenblicklich zersplitterte und Gaul und Ritter eine gute Strecke ins Feld hinschleuderte.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, seinem Herrn zu Hülfe und fand ihn übel zugerichtet auf der Erde liegen, so daß er sich weder regen noch bewegen konnte; einen so schrecklichen Fall hatte er mit seinem *Rozinante* gethan. »Daß Gott walte? sprach *Sancho*; hab' ichs Eurer Gestrengen nicht gesagt, Ihr solltet wol zusehen was ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu! man müßte selber welche im Kopfe haben, wenn man's nicht sehen wollte.«

»Schweig, Freund *Sancho*, sagte *Don Quixote*; Kriegsglück ist veränderlicher als ein Ding unter der Sonne. Ja was noch mehr, ich glaube und bin meiner Sache gewiß, daß mir eben der weise *Freston*, der mir Kammer und Bücher entführte auch diese Riesen in Mühlen verwandelt hat, nur, damit er mir nicht die Ehre, sie besiegt zu haben ließe; so heftig ist die Feindschaft die er zu [101] mir trägt. Aber am Ende sollen ihm seine Teufelskünste nicht viel wider die Güte meines Schwerdes helfen.«

»Gott geb's wie er kann!« sprach *Sancho*, hob seinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf seinen *Rozinante*, der jämmerlich zerschellert war. Sie zogen von dannen, besprachen sich zusammen über das gehabte Abenteuer. [...]

CHRISTIAN KARL ANDRÉ

Felsenburg, ein sittlich unterhaltendes Lesebuch.

(1788)

[Ankunft auf der Insel]

[72] [...] Den 15ten Oktober passierten wir den Wendezirkel des Krebses, worauf einige Wochen, feuchte, neblichte Witterung einfiel. Endlich klärte sich zu aller Aufmunterung das Wetter wieder auf; und zu meiner unbeschreiblichen Freude zeigte mir nach einigen Tagen, der Capitain den wunderbaren Felsen, welcher zum Lande der Glückseligkeit führte, durch ein Fernrohr.

Den 12ten November 1725 mit Untergang der Sonne, ließ der Capitain, wegen der ihn bekannten, verborgnen Sandbänke, in ziemlicher Weite noch von dem wüsten Felsen die Anker fallen. Hierauf ließ er sogleich drey Kanonenschüsse thun, denen drey Raketen folgten; welches nach einer Viertelstunde wiederholt wurde. Zu allgemeinem Erstaunen, wurde beydes jenseits des Felsens erwidert. Dies schien das [73] Signal zu allgemeinem Frohlocken zu werden, die ganze Nacht erhellten wetteifernd die Freudenfeuer des Schiffes und der glücklichen Insel.

[...]

[82] Welch ein herrlicher Contrast, da sich dieser romantische Irrgang endlich erweiterte und die Seele durch Empfindung der angenehmsten Aussicht, von ihrem Erstaunen wieder zurückkommen ließ. Keine steilen Felsgerüste mehr, keine Gebirge, keine Gegenstände weiter, die Erstaunen einflösten. Aber dagegen eine Menge ländlicher Reitze über den fruchtbarsten Boden verbreitet. Sanfte Erhöhungen und Vertiefungen, ein anmuthiges Gemisch von Kornfeldern, von Wiesen, von Viehtriften, von Gebüsch, von Weinbergen, von Waldungen, von meilenlangen Seen, deren heller

Spiegel auf der einen Seite das Bild der frischgrünenden Landschaft zurückwarf; indem er auf der andern von Hügeln voll fetter Heerden, die im frohen Ueberfluß umherirrten, bekränzt ward. Eine unendliche Abwechslung von reizenden Durchsichten und Prospekten, sowol der Ufer, ihrer Einbiegungen und verschiednen Einfassungen, als auch der weiten Landegend bezauberte mein Auge.

[...]

[88] Der Alte erhob sich, ihm folgten die fünf Greise, die uns Neuangekommene mitnahmen. Ich mußte in allem, was sich meinem Blicken darstellte, die Simplizität und das Gepräge der Natur bewundern, das allem eingedruckt war. Dieses Fürsten Schloß würde, die Größe aus-[89]genommen, sich schwerlich mit dem Gartenhause eines europäischen Edelmanns haben messen dürfen, so äußerst einfach, so frey von allen müßigen Verzierungen, so prachtlos war alles. Da ich meine Verwunderung hierüber bezeugte, äusserte sich einer der Greise:

Wir halten keinen Aufwand von Kraft, Zeit und Geld für vergeblicher, als den die Pracht an Gebäuden verlangt. – Wir sagen es bey uns nicht so oft laut; als es auf den Kanzeln in *Europa* geschieht, daß wir alle Brüder sind; aber wir suchen diese erhabne Wahrheit desto mehr in unsern Handlungen zu erkennen. Als Brüder haben wir uns verpflichtet, uns in der Befriedigung unsrer Bedürfnisse wechselseitig beyzustehen. Auch der mächtigste unter uns würde erröthen, auf *weitem* Beystand Anspruch zu machen; würde nie seine Ueberlegenheit mißbrauchen, die gefälligen Hände seiner edeln Mitbrüder durch Werke bloßer Ueppigkeit Jahre lang zu fesseln. Ist das Bedürfniß befriedigt; so hören unsere Wünsche und Ansprüche auf. – [...]

[*Aus der Rede des alten Ostero*]

[245] Ach! in unsern Städten *Europens*, wie bald versiegt da jede Quelle von Freuden! Wie hüpf't man da mitten unter wilder Lustbarkeit eiskalt durch die Tanzsäle! Wie erbärmlich, und wie früh zerplatzen da alle die falschen Vergnügungen! – Wie liebenswürdig fanden wir unser Leben dagegen! Wie leicht vertrieben wir Müsiggang und Langeweile! Welche ruhige, heitre Gefühle, welchen Frieden, welche Glückseligkeit gewährte uns jedes Lächeln unser Kleinen, jeder gegenseitige Händedruck, jeder Blick ins Grüne, jeder Niedergang, und jeder Aufgang der Sonne! Wie entzückte uns jeder Tritt in wilde und furchtbar erhabene [246] Gegenden, jede Aussicht auf die Fluten in unbegrenzter Ferne! Wie viel fröhlicher brachte meine Gattin hier ihre Zeit hin, da sie mit eigner Hand Früchte brach, als an den Spieltischen *Europens*!

Wie hätten wir aber auch nicht glücklich seyn sollen, da wir die eisernen Fesseln der erkünstelten Natur zerbrochen hatten, und die sanfteren Bande der angeschaffnen Natur nur wohlthätig fühlten! Der uns anerschaffene Trieb zu häußlicher Geselligkeit, zu vertrautem Umgange, – nicht aber zum Weltumgange – ward als natürliches Bedürfniß, durch unsre eigne kleine Familie, die sich mit der Zeit vergrößerte, sanft und wohl befriedigt. O, und liebevoller Umgang, ist eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit! Wenn wir so einander unsere Empfindungen aus-[247]drückten, unsre Begriffe mittheilten, wenn bey neuen Schwierigkeiten die gegenseitigen Ideen sich wie Stahl und Stein erwärmten, und den wohlthätigen Funken herauslockten, der auf einmal Licht gab – o! in dem allen lag eine Wollust, die neun Zehnthellen, der sogenannten kultivirten Völker ewig verborgen bleibt.

[...]

[248] Doch lade ich euch, ihr Lieben, wenn Erinnerungen an frohe Vergangenheit, itzt meine Zunge wieder rege und be-

redt machen, deshalb nicht unbedingt zu solcher Glückseligkeit hier ein. Wer nicht den Keim dazu in seinem Herzen mitbringt; der wird sie auch hier nicht finden. Und auch der nicht, der diesen Keim nicht vorher im Weltumgange, dieser herrlichen Schule der Menschenkenntniß, Menschenliebe, des Nachgebens und der Bescheidenheit gepflegt hat.

[249] Daher seydt ihr, geliebten, neuen Ankömmlinge, noch nicht unsre Brüder, und werdet es nicht eher, als bis ihr uns selbst die Brüderhand reicht. Ihr müsset uns, unsre Weise und unsre Begriffe von Menschenglück, erst kennen lernen. Ihr müßt auch Zeit haben, an *Europa* zurück, an die dortigen Sitten, an die dortige Welt zurückzudenken; ihr müßt alle eure Wünsche ruhig anhören, ihr müßt untersuchen können: »möchten sie hier oder dort besser befriedigt werden!«

Hätte euch Melancholie gedrängt, die grössere Welt zu verlassen, und unsern Winken zu folgen; so würdet ihr auch hier den blauen Himmel schwarz, und in der freundlichen Geberde eures Nachbars, das Grinsen des Hasses finden. Oder hätte euch Trägheit, Scheu für Gebrauch und Veredlung eurer [250] Kräfte, Sehnsucht nach unwürdiger Ruhe eingeflösset; so würdet ihr sie hier vergebens suchen. Denn ich habe euch deswegen unsre Geschäfte unsre Lebensweisen sehen lassen, damit ihr selbst euch überzeuget, daß grade Thätigkeit, rege Bestrehsamkeit, durch klugen und unablässigen Gebrauch unsrer Kräfte, unsern Zustand zu veredeln, ein Hauptpfeiler unsrer Glückseligkeit sey. [...]

Unsere Sitten sind frey, d. h. sie sind nicht die gewöhnlichen. Denn ihr Maaßstab ist das von uns, für Löblich und Gut Erkannte, ohne Rücksicht auf hergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten. Wir sind daher in [251] unsern Sitten eben so streng, als wenn uns auf jeden Schritt ein Polizeywächter begleitete. Die Mässigkeit ist unsre goldne Tafel in welcher alle andern Sittengesetze eingegraben sind. Wir lehren diese Tugend selten, aber wir gewöhnen unsre Kinder daran, wie an ihre Natur und lassen sie kein andres Beyspiel gewahr werden. [...]

Märchen und morgenländische Erzählungen

Neben den Romanen und Abenteuererzählungen gehört auch das Märchen zu den literarischen Gattungen, denen die aufklärerischen Pädagogen und Kinderbuchautoren mit großer Skepsis gegenüberstehen. Man hat an der feindlichen Haltung, die die Kinderliteratur des 18. Jahrhunderts dem Märchen gegenüber einnimmt, gerade deren Beschränktheit und mangelnde Kindgemäßheit festgemacht. Das durch die Romantik geprägte 19. Jahrhundert findet hier stets neue Anlässe zur Entrüstung; gleich heftig ist die aufklärerische Kinderliteratur nur noch wegen ihrer Areligiosität und Freigeisterei kritisiert worden. Weniger hat man dagegen die Motive beleuchtet, die dieser Reserve gegenüber dem Märchen zugrunde liegen: Die Ablehnung des Märchens – so stark sich auch dem heutigen Betrachter ihre rationalistische Beschränktheit aufdrängt – steht im Zusammenhang eines sehr ernst zu nehmenden Kampfes gegen den Aberglauben, über dessen fatale Auswirkung gerade auf Kinder man sich heute kaum noch eine Vorstellung zu machen vermag. Die in der Kinderliteratur so häufig auftretenden Beispiele furchtsamer, schreckhafter und psychisch verängstigter Kinder sind ein beredtes Zeugnis hierfür. Die Werte, die die Aufklärer durchs Märchenerzählen bedroht sehen, sind Selbstvertrauen und Selbstgewißheit, Stärke, Mut und Entschlossenheit; diese verankern sie bekanntlich in der Vernunftautonomie. Die Kritik am Märchen ist zugleich eine an dessen Erzählern, den Ammen und dem Gesinde, den Vertretern also des Volkes in den Häusern der Bürgerlichen und Adligen. Hiermit ist denn zugleich auch die Grenze markiert, bis zu der Aufklärung bisher erst vorgedrungen ist. Die Aufklärer sind sich hierüber im klaren, und es hat bisweilen den Anschein, als sei für sie ein freies Verhältnis zu phantastischen Literaturformen deshalb nicht möglich, weil die reale Herrschaft des Aberglaubens noch bei weitem nicht gebrochen ist. Die Kinder, die